



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Mittwoch, 13. Juni.

1928.

(8. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Byern.

(Nachdruck verboten.)

Sekundenlang war Lühe wie erstarrt, aber dann erkannte er die Gefahr; dort drüber, kaum tausend Meter entfernt, lagen die Steinbrüche, fünfzig, sechzig Klafter tief, fast unsichtbar in dem dicht wuchernden Ginstergestrüpp; mit einem Ruck riß Jochen den Vollblüter herum, setzte die Sporen ein, hochauß bäumte das Pferd, dann schoß es wie ein Pfeil davon. — Herthas Haar hatte sich gelöst, gleich einem wehenden, wallenden Mantel flatterte es im Luftzug, es war eine tolle, wahnförmige Jagd, eine Jagd um Tod und Leben!

In raumen, federnden Galoppiprungen griff Lühes Wallach auf, wie oft hatte ihn Jochen in Karlshorst und Strausberg zum Siege gesteuert, Zoll um Zoll gewann er Boden, kam näher, immer näher.

Ganz tief hatte sich Lühe auf den Hals des Pferdes herabgebeugt, er stand in den Bügeln, ging maschinmäßig in halbsekundenlangen Zwischenräumen im Sattel auf und nieder, gab Kreuz und Schenkelhilfen, und wieder und immer wieder bohrten sich die Sporen in die fliegenden, schweißbedeckten Flanken, klatschte Hieb um Hieb auf die Kruppe des Tieres.

Der Boden war bedekt mit Kornkesselsöhren, Jochen achtete nicht darauf, nur vorwärts, immer vorwärts!

Jetzt tauchte eine niedrige, grüne Linie auf, die den Steinbruch umsäumenden Ginsterbüsche, ungefähr vierhundert Meter entfernt und etwa zwanzig Längen trennten Lühe von Hertha, deren scheu gewordenes Pferd bereits deutliche Zeichen von Ermüdung verriet.

Jochen preßte die Zähne zusammen, wie Eisenlammer schllossen sich seine Schenkel um die Rippen des Wallachs.

Zehn Längen, als wußte er, worum es ging, streckte sich der Vollblüter, fünf Längen, aber schon konnte Jochen die gähnende Tiefe erkennen, nur noch Sekunden rinnende, winzige, ellende Sekunden, dann — — — er wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken!

Eine Länge! — — Lühe schrie vor wahnförmiger Erregung, feucht liebte ihm das Haar an der Stirn, an seinen Schläfen traten die Adern gleich dicken, blauschwarzen Strängen hervor, als wollten sie zerbersten. — Nur noch fünfzig Meter, eine halbe Länge! — Mit dem Rest seiner Kräfte warf Jochen das Pferd nach vorn, Hals — — Kopf — — jetzt saßte eine Hand mit eisernem Griff den schleifenden Zügel, — — ein, zwei kurze Paraden, — — im denkbaren kürzesten Winkel bog er nach links ab, die Hufe des Wallachs schrammten in fliegender Fahrt die Zweige der Ginsterauen. — Bitternd und schweißbedeckt standen die beiden Pferde, kaum fünf Meter von dem Rande des Steinbruchs entfernt.

Im Nu war Lühe aus dem Sattel gesprungen.

„Um Gottes willen, Gräfin, sind Sie unverletzt?“

Aber er bekam keine Antwort, wachsbleich, mit geschlossenen Augen, glitt der Körper des jungen Mädchens zu Boden — —

„Hertha! — Gräfin Hertha!“

Der lange Jochen war niedergekniet und bettete ihren Kopf in seinem Schoß, ratlos blickte er auf den kleinen, blassen, schmerzlich verzogenen Mund, durch

den blühendweiss die spitzen Zähnchen schimmerten, er nahm die kleinen, eiskalten Händchen in seine großen, roten Fäuste und rieb sie.

„Hertha! — Liebe, liebe Hertha!“

Doch jetzt ein schwacher, kaum wahrnehmbarer Atemzug hob die Brust des jungen Mädchen, die Wimpern zuckten, nun öffneten sich die großen, blauen Augen, ein mattes Lächeln irrte über die bleichen Züge.

„Jochen!“

„Gott sei Dank! Gott sei Lob und Dank!“ Lühe atmete auf, tief, tief, ganz tief, wie von Zentnerlasten befreit.

„Gott sei Dank!“ sagte er noch einmal.

Hertha Steinrück machte einen schwachen Versuch, sich emporzurichten.

„Wo, wo bin ich denn?“

„Bleiben Sie ruhig liegen, Gräfin, Sie sind außer Gefahr!“

Beim Klang der bekannten Stimme sprang Hertha auf, schwankend, eine jähre, dunkle Röte überflutete ihre Wangen.

„O Gott! Herr von der Lühe, was — was müssen Sie nur von mir denken!“ Plötzlich brach sie in ein haltloses, erschütterndes Schluchzen aus, die furchtbare Erregung der letzten Minuten, die kaum überstandene Lebensgefahr hatten ihre Nerven bis zum Zerreissen angepannt, mit einer röhrend unbekömmlichen Bewegung zog Jochen das junge Mädchen an sich, und sie bettete, wie ein verängstigtes Kind, ihr Köpfchen an seine Schulter.

Etwas Rauhes, Feuchtes, fuhr über Herthas Gesicht.

„Brrr!“ sie schreckte zurück, neben ihr stand „Falla“, die Rappstute, und ihre Zunge fuhr liebkosend über Herthas Wange.

Lühe konnte schon wieder lachen.

„Ja, nun will der Rader Abbitte tun!“

„Ach nein“, das junge Mädchen klopfte den nassen Hals des Pferdes. „Falla“ konnte wirklich nichts dafür, sehen Sie nur hier, Hertha wies auf eine stark angeschwollene Stelle dicht über dem Auge, „ein Hornissenstich!“

„Kleine Ursachen, große Wirkungen, viel hätte nicht gefehlt, dann lagen wir jetzt beide da drunter!“

Hertha wandte sich um, steil wie eine Wand fiel senkrecht der Steinbruch direkt vor ihren Füßen ab, das junge Mädchen fuhr zurück, todbleich, in ihren Blicken stand das Entsetzen.

„Herr von der Lühe! Großer Gott! Und das haben Sie gewagt, um — um meinetwillen?“

Er lächelte nur, aber da trat sie an ihn heran und faßte seine beiden Hände.

„Wie, wie kann, wie soll ich Ihnen danken?“

Jochen fühlte, wie ihm alles Blut in heißen Wellen jäh zum Herzen schoß, wenn er die zarte, bebende Gestalt jetzt an sich zog, ihren Mund mit Küschen schloß, sie würde ihm nicht wehren, würde, aber nein, das durfte nicht sein, es wäre unedel gewesen, seiner selbst nicht würdig, Dankbarkeit ist nicht Liebe, nicht jene Liebe,

die erst langsam leimen und reisen muß in Freud und Leid, um auszudauern für ein ganzes, langes Menschenleben, um stärker zu sein als Not und Tod!

Behutsam machte sich Lühe los, seine Stimme klang ruhig und freundlich.

„Wie Sie mir danken sollen, Gräfin? Am besten dadurch, daß Sie nicht weiter über unser kleines Abenteuer sprechen; was ich tat, war eine Selbstverständlichkeit!“

Hertha trat zurück, eine kleine senkrechte Falte stand zwischen ihren Brauen.

„Sie wollen meinen Dank nicht, Herr von der Lühe, ich dachte doch, wir hätten neulich gute Nachbarschaft vereinbart?!“

Er war ganz bestürzt.

„Um Himmelswillen, Gräfin, so — so hatte ich es doch nicht gemeint, ich — ich dachte nur, — ich glaubte — —“

Sie lächelte, ein ganz feines, leises Lächeln.

„Sie sind ein guter Mensch, ein lieber, guter, vornehmer Mensch, — vielleicht kommt doch einmal eine Zeit, in der ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann, und nun,“ sie drehte sich kurz um, „Väterchen wird sich gewiß schon um mich ängstigen, es wird höchste Zeit für mich, denn den Rückweg will ich doch lieber zu Fuß machen.“

Zochen saßte den Zügel des Wallachs.

„Dann Gräfin möchte ich gehorsamst um die Erlaubnis bitten, Sie bis an den Steinrücke Park begleiten zu dürfen!“

Herzlich gern, aber nur, wenn ich Sie nicht abhalte. Sie wollten gewiß zum landwirtschaftlichen Abend nach Uckrow?“

„Kein Gedanke,“ log er, „ich mache bloß 'nen kleinen Spazierritt, wenn man den lieben langen Tag hinter den Büchern sitzt und in der Wirtschaft herumkriest, will man auch mal 'n kleines Vergnügen haben!“

„Na, na!“ sie kniff ein Auge zu und sah ihn schelmisch an, „aber nun kommen Sie, bis nach Steinrück haben wir noch immerhin ein Stündchen Wegs, und in Glenzig läutet es schon Feierabend.“

Schweigend schritten die Beiden durch den sinkenden Abend.

Ein Schaf Stockenten strich mit metallischem Flügelenschlag nach einem abgeurteilten Feld, auf dem Luzernensäcken ein paar Rehe, rostrot hoben sie sich von dem satten Grün ab.

Im Osten zog der Mond herauf, blinzelte vergnüglich herab auf die ruhende Erde und verkroch sich dann hinter einer Wolkenbank, da es doch nichts zu sehen gab.

Die Pferde ließen die Köpfe hängen und Lühe wagte nicht, zur Seite zu blicken, sein Herz schlug laut und schwer, nur immer so weiter wandern und träumen, — träumen — — —

Aus dem Straßengraben hob sich eine zerlumpete Gestalt, der Wallach warf den Kopf auf und schnaubte.

„Ah, seien Sie nur, Herr von der Lühe, eine Zigeunerin,“ Hertha suchte nach ihrer Börse, zu dumm, nun habe ich nicht mal Geld einstecken!“

„Aber bitte, Gräfin,“ Zochen zog ein Geldstück, „wenn ich aushelfen darf?“

Die Alte war stehen geblieben und strekte mit einer bittenden Gebärde die Hand hin.

Lühe warf ihr das Geldstück zu, das sie geschickt auffing, ein gemurmelter Dank, dann trat sie einen Schritt näher.

„Na, was wollen Sie denn noch?“

„Panje Wohltäter, möcht' ich fragen, ob ich darf wahrhagen Ihnen und Panje Kontessa?“

„Oho, woher wissen Sie denn, daß die Dame eine Gräfin ist?“

Die Alte grinste, daß sich ihr zahnloser Mund ganz in die Breite zog.

„Sie sich doch neuzaagige Krone auf Satteldecke!“

„Donnerwetter, die muß Luxusungen haben!“

Hertha klatschte in die Hände wie ein Kind.

„Ah ja, das habe ich mir schon immer gewünscht. Herr von der Lühe, würden Sie, bitte, für einen Augenblick mein Pferd halten?“ und das junge Mädchen preßte die Hand hin.

„Na, denn man los, aber nicht schwinden!“

„Sei sich kein Schwindel, sei alles vorherbestimmt!“ Die Zigeunerin betrachtete aufmerksam die Linien und murmelte halblaut vor sich hin.

„Panje Kontessa, Sie werden haben große Freude, aber auch großen Schreck verstanden? Und Sie lieben und werden geliebt, sei sich aber da viel Leid, das wird vergehen, verstanden? Und langes Leben und Glück, aber es steht in Ihrer Hand, Sie müssen tapfer sein, mutig, verstanden?“ (Forti. folgt.)

Ein Unglücksfall.

Bon Heinrich Leis.

In einer kleinen Gesellschaft von Freunden ging das Gespräch um die tapfere Treue einer Frau, die dem Bräutigam, einem jungen Techniker, als er durch einen Betriebsunfall das Augenlicht eingebüßt, unbesinnlich zur Seite geblieben war und sich entschlossen hatte, fast gegen seinen Willen, ihm auf dem Weg durch ewiges Dunkel das Geleit zu geben. Man versuchte den seelischen Ursachen dieser Entschließung nachzuhören, und die Bewunderer der tapferen und overwilligen Frau wollten den Einwand nicht gelten lassen, es sei wohl letzten Endes etwas wie ein Empfinden unbewußter Mitleid bestimmt gewesen; denn einer, der dem genannten Paar persönlich nahestand, bedeutete, die Braut habe sich wohl aus gewisser Eitelkeit einer entstellenden Operation des Mannes widersekt und durch ihr Abreisen den notwendigen Eingriff so lange verzögert, bis die Erkrankung auch auf das zweite, unbeschädigte Auge übergegangen und das Unglück völliger Erblindung nicht mehr abzuwenden war. So sei, was freigebotenes Opfer scheine, doch eigentlich die Pflicht gerechter Wiedergutmachung. Die Meinungen erhoben sich gegeneinander im Wortgefecht. Alles ungeachtet, so entgegnete man, wäre nur eine starke, selbstlose Liebe fähig, im Bezug auf die hunte Vorstellung des Lebens, das einsame Los einer Gefährtin von Unglück und Verhinderung zu wählen. Und was immer vorkommen — — — wäre nicht die Größe des Opfers.

Während noch die Klinge ... Worte ... plaudernd Hin und Her sich treusten, bat einer aus der Runde um zuhörende Geduld; er wolle eine Geschichte erzählen, deren Ausklang wohl über die umstrittenen Fragen entscheiden lasse. Und als es ruhig geworden war, begann er: „Es handelt sich um ein Erlebnis, dessen Zeuge ich wurde, und das mir, obwohl schon Jahre zurückliegend, klar in der Erinnerung bleibt. Irgendwer, sagen wir, ein junger Mann, der mir seit Kindheitstagen eng befreundet war, hatte während der Studienzeit sich in die Tochter seiner Hauswirtin verliebt. Sie war ein selten schönes, liebreizendes Geschöpf, und was sich zwischen den beiden jungen Menschen anhielt, war die ewig alte Geschichte mit romantischer Schwärmerei, mit bedingungsloser Hingabe und seligen Schwüren, mit schämender Lebensfreude bei Tanz und Wanderung und mit dem stillen Glück abendlicher Gänge unter dem flimmernden Sternenschein. Man hatte die Liebe begonnen als ein lockendes Spiel, aber bald wurzelte sie tief in beiden Menschen, und sei es nun unter dem Zwang eines übermächtigen Gefühls, sei es nur aus der Gewohnheit des Zusammenlebens, sie empfanden schließlich, eines dem anderen unentbehrlich zu sein. Frohe Pläne galten der Zukunft, freilich mußte man sich in Geduld fassen, denn das väterliche Erbe des jungen Mannes war schmal, aber er hoffte, bald nach bestandener Prüfung eine günstige Anstellung zu finden, um die ein einflussreicher Verwandter sich für ihn bemühte.

Es folgte für die Liebenden eine Weile der Trennung, während der zahlreiche Briefe kamen und gingen und die drängende Erwartung des Wiedersehens den Wunsch baldiger Vereinigung noch befeuerte. Wenn irgend möglich, ergaben sich kurze Zusammenkünfte, und der Mann fühlte seine Liebe so stark und unwandelbar, daß ihm nimmer ein Zweifel am Glück der zukünftigen Gemeinschaft einkam. Die beruflichen Sorgen lösten sich schneller, als er je hätte zu hoffen gewagt; in kurzer Frist nach abgelebter Prüfung fand er sich im Besitz eines guten Einkommens, und freudig schrieb er seiner Braut von der nahen Verwirklichung gemeinsamer Wünsche. Wieder trafen sie sich und schwelgten in Zukunftsträumen, ganz willenlos blau war der Himmel, und im strahlenden Jubel der Braut war auch der Mann ganz erfüllt und durchdrungen von seiner Liebe.

Da geschah plötzlich das Unheil, aus einer ganz kleinen, törichten Ursache. War es Schuld oder Verhängnis, daß bei einem Spaziergang der Bräutigam begann, von Flecken und Schmutz an den hellgrauen Handschuhen der Braut zu streichen, mit einer scherhaften Bemerkung wohl, sie werde

dald ein neues Paar erhalten; sie aber, als künftige Hausfrau, wollte nicht wahr haben, daß diese noch durchaus nicht abgenutzte Handschuhe ersatzbedürftig seien, und bestand darauf, sie zu reinigen. Und am anderen Morgen daheim in der Küche, da sie mit eben diesen Handschuhen beschäftigt war, entstand unversehens ein heftiges Feuer, vielleicht von den Benzindämpfen, die sich an einer offenen Flamme entzündeten. Zwar gelang es der Schwester, das Feuer schnellstens abzulöschen, aber die Braut hatte sich von der Flamme an Gesicht und Händen stark verbrannt. Auf dem Krankenlager stand sie der Bräutigam, der auf die erschreckende Kunde gekommen, sie trug den Kopf mit weißen Binden ganz umhüllt, auch war ein Auge verletzt, das andere aber spiegelte in Schmerz und Schwermut die alte Liebe. Sie ertrug alle Qualen mit heldischer Geduld, er war glücklich, sie zu pflegen, verbrachte Tag um Tag an ihrer Seite, bis der Verband fortgenommen wurde.

Nun es kurz zu fassen, die Sehkratz des einen Auges war erloschen, das sarte, glatte Gesicht war zerissen von Narben und häblichen Flecken, kaum eine Stunde war geblieben von der reisenden, jugendhaften Schönheit. Die milde Jahreszeit sah die Genesende bald auf kleinen Spaziergängen mit dem Bräutigam, und eines Tages geschah es, daß die Frage um die spätere Zukunft fiel. In dem Blick des Mannes mochte das spürsame Gefühl des Mädchens ein unausgesprochenes Wort gelesen haben, fast schien es ihm, sie spreche seine eigenen Gedanken aus, als sie von der durch den Verlust ihrer Schönheit geänderten Lage zu reden begann. Was ihr genommen, so meinte sie, sei ihr einziger Besitz gewesen, sie habe gewußt, mit dieser Äußerlichkeit der Erscheinung Freude bereiten zu können, und darum den Mann an sich gefesselt, obwohl er für berufliche Aussichten vermögendere und einflußstärkere Frauen hätte finden können. Zwar arm, sei sie doch überzeugt gewesen, mit ihrer Schönheit einen Wert zu geben, der den Mangel an Vermögensgut aufwiege. Der Unglücksfall indes habe das unter anderen Voraussetzungen geschlossene Abkommen aufgehoben.

Der Mann antwortete mir der Versicherung seiner unveränderten Neigung, doch seine Gründe, vielleicht nur aus halbem Herzen vorgebracht, überzeugten nicht. Die Braut stand auf ihrem Willen, den Mann, den sie liebte, nicht ihrem Fangen, freudlosen Schicksal zu verletzen, ihrer bitter empfundenen Häblichkeit; gerade ihrer Liebe wegen wünschte sie für ihn eine schwere, aläudliche Zukunft. Und wenn nicht er, werde sie selbst den Mut haben, das Verlöbnis zu lösen. Mutter und Schwester konnten sie nicht umstimmen, und — wie ich heute glaube ohne allzu großen Widerstand — ergab sich auch der Bräutigam ihrem Wunsch. Der Abschied kam, schmerhaft und doch gefaßt von Seiten der Braut, während der Bräutigam mit zwiespältigen Überlegungen lämpfte. Dann aber keide einander nicht mehr wiedersehen.“

Der Erzähler, dessen Stimme jetztjam bewegt geworden war, daß die anderen überrascht aufmerkten, schwieg, und nach einer Pause erst in die stumme Verwirrung hinein sagte er fast rauh: „Ihr werdet verstanden haben, daß ich von eigenem Schicksal sprach. Ich war es, der nach diesem Unglücksfall nicht den Mut hatte, bei der Geliebten auszuhalten, der mit fernern Möglichkeiten einer besseren Zukunft spielte. Ihr mögt mich feige nennen, verräterisch. Ihr sagt nicht anderes, als was ich mir selbst alle diese Jahre hindurch vorwarf. Ein wieviel größeres Gut sie mir hätte bringen können als nur ihre Schönheit, mußte ich es nicht an jenem Abschiedstag aus ihrer Seelengröße fühlen? Aber ich war blind und von dummen, unbestimmten Erwartungen verwirrt, ich empfand es beinahe dankbar, von einer plötzlich mißlich gewordenen Verpflichtung befreit zu sein, und enttäste doch in mir nicht die Stimme eines Widerspruchs. Wie eine Erlösung begrüßte ich die mir gerade damals gebotene Möglichkeit großer beruflicher Reisen, und gern entsprach ich der Aufforderung, die auf Jahre für einen Geschäftsbetrieb im fernen Osten verpflichtete. Als ich endlich wieder deutschen Boden betrat, ging mein erster Weg zur Stätte einstigen Glücks, aber ich fand niemand mehr von der Familie meiner Braut, die Mutter tot, die Schwester in eine andere Stadt verheiratet, und sie selber war, wie ich auf Umfrage erfuhr, körperlich und seelisch ohne Widerstand, einer kurzen Krankheit erlegen. So empfing ich die Strafe meines Kleinmuts, wieder ging ich in die Welt hinaus, und mein Leben galt nur der Arbeit, keine Frau trat an meine Seite nach jener, die ich hatte von mir gehen lassen. Und doch, so frage ich mich oft, wieviel wohl hätten damals Größe genug gehabt, anders zu handeln als ich? Und ist darum jene Frau, die dem Blinden, sich selbst verleugnend, über die dunklen Schicksalsfährten hilft, nicht tapfer und würdig unserer Bewunderung, mag ihre Einschließung sich herleiten, aus welchen Gründen immer sie mag?“

Die Freunde verharrieten wie in Schau, eine ernste und feierliche Stimmung zu zerstören, und nur leise, zögernd kam ihre Antwort. Sie nickten Zustimmung, da irgend einer aus dem Kreis das allgemeine Empfinden ausdrückte: „Möge uns das Schicksal gnädig sein, daß es uns die Wahl einer ähnlichen Entscheidung erfordert.“

Gräser

Raum ein Ding wird so wenig beachtet, wie die Gräser. An den Wegen stehen sie und auf den Wiesen. Wo nichts anderes wächst, wächst doch das Gras.

Tausendfältig sind seine Formen und Gestalten.

Bald sind es lichtgrüne Schäfte, die in wirren Bündeln aufwachsen. Bald sehen die Gräser aus wie dunke Raupen, die an langen Stielen schwerfällig im Winde schwanken.

Bald sind an aarten Stengeln kleine, grüne Glöckchen ausgehängt, die dem Hafer gleichen, der auf den Feldern gedieht.

Am wundersamsten aber ist das Bittergras, das vom leisesten Aufthauch erbebt; wie die Saiten einer Harfe stehen diese Gräser da und dort am Waldrande, und die Kinder glauben, daß die Elfen und Feen in Mondnächten auf ihnen spielen.

Keiner achtet der Gräser.

Sie sind eine Welt für sich in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Schönheit.

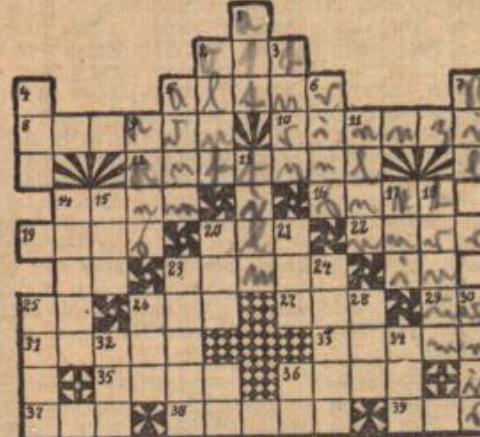
Wenn ich am Rande der Wälder oder in sommerlichen Wiesen raste, dann ist um mich das Singen und Klingen der Gräser, über denen Falter schwirben, zwischen denen goldene und stahlblaue Käfer gravitätisch spazieren.

Die Menschen lieben die Blumen, aber die Gräser sehen sie nicht.

Und doch: Was wäre die schönste Wiese, das lieblichste Tal ohne den Wald der Gräser, die bescheiden und demütig im Tage stehen und zufrieden sind, wenn sie nur den grünen Untergrund bilden dürfen, aus dem die Fülle der Blumen aufwächst, leuchtend, prunkend und bald vergehend.

Hans Gaggen.

Kreuzwort-Rätsel



Senkrecht: 1. Teil des Baumes. 2. Nordischer Männername. 3. Gewichtsbezeichnung. 4. Mineral. 5. Stammvater. 6. Papiermas. 7. Strom in Afrika. 9. Griechischer Gott. 11. Säugetier. 13. Lichtbildstreifen. 14. Haushaltsgestalt. 15. Farbe. 17. Uferstraße. 18. Phantasiegebilde. 20. Bad. 21. Märchengestalt. 23. Männername. 24. Fischeler. 25. Spanischer Feldherr. 26. Altdeutsches Getränk. 28. Sohn Noahs. 30. Plantagenpflanze. 32. Hilfszeitschrift. 34. Frauename. — **Waagerecht:** 2. Alter Wind. 5. Teil der Kirche. 8. Gartenblume. 10. Oper von Wagner. 12. Italienischer Maler. 14. Heilmittel. 16. Schaumwein. 19. Niedrige Waldfiliale. 20. Blumengott. 22. Saßmacher. 23. Singvogel. 25. Verhältniswort. 26. Kinderspeise. 27. Göttin. 29. Ausgestorbenes Kind. 31. Altersübliches Musikinstrument. 33. Edelstein. 35. Schmales Wege. 36. Latein: „halb . . .“ 37. Stimmlage. 38. Mantelstoff. 39. Kadaver.

Aufklärung des Waben-Rätsels in Nr. 131: 1. Trauvata. 2. Akademie. 3. Genüsse. 4. Endvile. 5. Afadien. 6. Arabien. 7. Kasematte. 8. Kalabrien. 9. Britannien. 10. Geranium. 11. Gelatine. 12. Tantiente.

Ferienfahrt.

An Feldern vorüber, die mohn durchloht
Ihre silbernen Wellen schlagen,
Durch duftende Kleeschläge weiß und rot
Vom brausenden D-Zug getragen.

Vorbei am Waldrand, wildrosengesäumt.
(Ein Dorffriedhof duckt sich im Grünen),
Die Linde in goldenen Blüten schwämt,
Umschwärmt von den trunkenen Bienen.

O Erde, du prangendes Bilderbuch,
Von Gottes Hand aufgeschlagen!
Wir blättern entzückt, genießen im Flug,
Vom brausenden D-Zug getragen.

Elsie Ritter.

Des Sprichwortes Reise segen.

Wer in diesen Wochen seinen Koffer packt, um hinauszuziehen in die Welt, dem gibt uralte Volksweisheit, wie sie im Sprichwort ihren Niederholung gefunden, manch kräftigen und beherzigswerten Reisegegen mit auf den Weg. Freilich wird es nicht immer ganz leicht sein, aus der Fülle der bisweilen einander widersprechenden Ratschlägen im bestimmten Falle richtigen herauszufinden. Schon darüber, was das zur Reise Notwendige ist, herrschen recht verschiedene Meinungen. Während eine Gruppe von Aussprüchen die Bedeutung des Geldes für den Reisenden nachdrücklich betont: „Eine lange Reise will eine volle Börse“, oder negativ: „Eines Reisenden schwerste Bürde ist ein leerer Beutel“, wird andererseits das Unbeschwertheit von Geld und Gut gevesten: „Wer auf der Reise nichts bei sich hat, reist am sichersten“, und: „Der reist frei in alle Land, der nichts im Beutel, nichts in der Hand“ — eine Sicherheit und Freiheit aber, die zweifellos manchem, dem sie beschert ist, nicht sehr erwünscht sein dürfte. Doch auch an andere Dinge, die der Reisende benötigt, wird er vom Sprichwort gemahnt; so scheint der alte Rat: „Wer will auf Reisen gehen, soll erst nach dem Himmel sehen“, in diesem Jahr besonders angebracht. Noch vorsorglicher, aber nicht immer leicht zu folgeln, ist folgende Vorschrift für die Reiseausrüstung: „Ein Reisender braucht vier Säufel: den ersten mit Patience, den anderen mit Geld, den dritten mit Gesundheit, den vierten mit Gefährten.“ Besonders den letzten Punkt betont das Sprichwort immer wieder; so heißt es im Deutschen: „Auf Reisen ein guter Gefährte ist so gut wie ein Pferd“, während der Engländer den Wert eines guten Weggenossen jaoot einer Reisekutsche gleichsetzt und der Araber vorsorglich meint: „Erkundige dich vor der Reise nach dem Begleiter und nach dem Nachbarn, ehe du das Haus laufst.“

Sind die Reisevorbereitungen getroffen, so läßt das Sprichwort den Reisenden auch unterwegs nicht mit seinem Rat im Stich. Vor allem predigt es ihm in allen Sprachen, recht langsam und bedächtig zu reisen, um einen wirklichen Ruben zu haben: „Wer reist im Flug, der wird nicht flug“, oder in einer bei den Finnen üblichen knappen Fassung: „Laufend reist man nicht“, eine Mahnung, die in untenen Tagen noch weit mehr am Platze ist, als zur Zeit, da diese Worte geprägt wurden. Doch soll mit ihnen durchaus nicht gesagt sein, daß man etwa „über Konstantinopel nach Königsberg“ reisen müsse; es sei denn, daß man den Spott nicht fürchtet, der aber auch den allzu Reisescheuen trifft. „Er ist so weit gereist, daß er immer noch gerochen, ob seine Mutter Kuchen baut“, oder: „Er reist wie ein Mühlkarren, der kommt alle Nacht wieder vors Haus“, spottet das Volk. Da aber das Reisen doch nicht immer ganz gefahrlos ist, so fühlt sich das Sprichwort auch bewogen, manche Warnungstafel davor aufzuhängen; so wenn es heißt: „Mancher reist gesund ins Bad und kommtdurstig malad“, oder doch wenigstens: „Wer viel reist, hat wenig Ruhe und zerlegt viel Schuhe“. Auch über den Nutzen des Reisens herrscht im Sprichwort zweierlei Ansicht. Die einen meinen skeptisch: „Reisen wechselt das Gestirn, aber weder Kopf noch Hirn“, oder etwas drastischer ausgedrückt: „Reist eine Kabe, so

kommt ein Mausläger wieder“ und doch stärker unterstrichen: „Wenn viel Reisen und lang Ausbleiben weise macht, so säben Schneegänse auf dem Ratheder.“ Andere Sprichwörter hingegen sind ganz durchdrungen von dem Bildungs- und Erziehungswert des Reisens: „Frühe Reis macht weiß“, und: „Wer wandert in der Jugend, lernt Weisheit, Kunst und Tugend.“ In einem aber ist sich alle Sprichwörterweisheit einig: in dem zurückhaltenden und zugleich vorsichtigen Benehmen, das sie dem Reisenden empfehlt. Hier hat sie ein goldenes, auch heute gültiges Wort geprägt: „Ein Reisender muß mit alles urteilen, was er sieht, mit alles tun, was er kann, mit alles sagen, was er weiß, mit alles vorerzählen, was er hat und mit einem jeden trauen, mit dem er geht.“

H. F.

Wann ist ein Platz im Zug belegt?

Immer wieder zeigt es sich, daß das reisende Publikum nicht genau darüber unterrichtet ist, wann ein Platz im Abteil als belegt gilt, oder unter welchen Umständen der Reisende das Unrecht auf den bereits innegehabten Platz verliert. Wer eine Reise antritt, der belege also seinen Platz — es ist in allen vier Wagenklassen möglich — ordnungsgemäß. Er lege ein Kleidungsstück, Hut oder Mantel, oder auch ein Gewäschstück auf den Sitzplatz — nicht etwa in das über dem Platz befindliche Gewäschet, denn das gilt nicht — dann kann er getrost das Abteil für einige Zeit verlassen. Zum Belegen des Platzes genügen jedoch nicht Zeitungen, leere Zigarettenhülsen, Pappteller und dergl. Derartige Gegenstände werden oft von Reisenden nach Beendigung der Fahrt zurückgelassen, so daß eine Platzbelegung damit nicht genügend kenntlich gemacht wäre. In der gleichen Art muß auch ein Platz in den D-Zügen belegt werden. Die an der Nummertafel neben der Abteiltür als „belegt“ kenntlich gemachten Plätze werden den Inhabern der dazugehörigen Plaktkarten, die 50 Pfennig in der 3. und eine Reichsmark in der 2. Klasse kosten, nur bis zur Abfahrt des Zuges freigehalten. Auch hier muß also der Reisende seinen Platz in der obenbeschriebenen Art belegen, um den Anspruch nicht zu verlieren. Bei jedem Verlassen des Zuges unterwegs auf der Reise ist der Platz durch ein Gewäschstück zu belegen. Sonst kann es vorkommen, daß der Reisende seinen Platz befreit findet und er sich einen neuen suchen muß.

Das Hinauslehnen aus den Fenstern der Abteile

ist eine üble Angewohnheit, die oft zu erheblichen Schädigungen führen kann. So lehnten sich kürzlich bei Fulda zwei Knaben weit aus einem Fenster eines fahrenden Schnellzuges und winkten ihren aurläblichen Kameraden. In demselben Augenblick kam auf dem zweiten Geleise aus der entgegengesetzten Richtung ein Schnellzug angebraust. Der Windsang der Schnellzuglokomotive erschütterte die Arme der Knaben und verletzte sie schwer, so daß sie schnellstens ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Dieser Vorfall zeigt wiederum die Gefährlichkeit des Hinauslehnnens. Die Reichsbahnverwaltung hat vorsorglicherweise an jedem Fenster und der Tür eine Warnung angebracht. Diese Warnung folge zu leisten, ist Pflicht eines Jeden. Die Reisenden können selbst hier mithelfen, wenn sie von Mitreisenden und besonders von Kindern ein solches Hinauslehnen sehen, diese auf die Gefährlichkeit ihrer Handlungsweise aufmerksam zu machen.

Das Betreten von abgesperrten Bahnanlagen

führt auch oft zu Unfällen. So hat erst jetzt wiederum ein Mann, der auf einem Bahnhof die Geleise überschreiten wollte, durch eine vorbeifahrende Lokomotive schwere Verlebungen erlitten. Auch hier kann nur immer wieder ermahnt werden, lieber einen kleinen Umweg machen, als sich in eine schwere Gefahr zu begeben. Außerdem ist das Betreten allgemein nicht zugänglicher Bahnanlagen bahnpolizeilich strafbar.